

HEYNE <

Zum Buch

Jonathan Hemlock führt zwei Existenzen. Als wohlhabender Kunstsammler, Bergsteiger, Lebemann und Frauenheld genießt er ein scheinbar sorgloses Leben. Nur die wenigsten aber kennen seine tödliche Nebenbeschäftigung. Hemlock arbeitet für den amerikanischen Geheimdienst. Er ist der beste Mann in den berüchtigten Abteilungen »Spürhund« und »Strafaktion«. Sein Spezialgebiet: Die Liquidierung feindlicher Agenten – allerdings arbeitet Hemlock nur, wenn er wieder Geld für seinen extravaganten Lebensstil benötigt. In Montreal wird ein Agent mit dem Tarnnamen »Wormwood« auf brutale Weise umgebracht. Die Killer sollen ausgeschaltet werden – scheinbar ein Routineauftrag für Hemlock. Doch schon bald sieht er sich einer mörderischen Herausforderung gegenüber: Hemlock kann einen der Täter bis zur Eiger-Nordwand verfolgen – und muss den gefährlichen Aufstieg in Schnee und Eis wagen, um seinen Gegner zu stellen. Ein Unternehmen, das Hemlock in eine Hölle aus Blut, Eis und Schnee führt ...

Zum Autor

Trevarian war das Pseudonym des 1931 geborenen New Yorkers Dr. Rodney William Whitaker. Sein Thriller *Im Auftrag des Drachen* sorgte auf Anhieb für weltweites Aufsehen. Da seine Bücher so erfolgreich waren und die verschiedensten Genres abdeckten, vermutete man bald, dass mehrere Autoren hinter diesem Alias steckten – spätestens seit dem Erscheinen seines Meisterwerks *Shibumi* wurde spekuliert, dass entweder Ian Fleming, Henry Kissinger, Robert Ludlum oder Tom Wolfe unter dem Namen Trevarian veröffentlichten. Dr. Whitaker dagegen lebte – wie auch viele seiner Romanhelden – zurückgezogen im Baskenland und begeisterte bis zu seinem Tod im Jahre 2005 die Leser mit seinen meisterhaft komponierten Romanen.

TREVANIAN IM AUFTRAG DES DRACHEN

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Werner Peterich

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE EIGER SANCTION erschien 1972 bei
Crown Publishers, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2014
Copyright © 1972 by Trevanian
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Kristof Kurz
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design
unter Verwendung von shutterstock/Nito
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43770-8

www.heyne.de

Montreal, 16. Mai

An diesem Abend hatte es auf dem Boulevard St. Laurent geregnet, und immer noch standen dreieckige Pfützen auf dem unebenen Bürgersteig. Jetzt hatte der Regen zwar aufgehört, aber es war noch so kühl, dass CII-Agent Wormwood seinen leichten, hellbraunen Regenmantel anbehielt. Eigentlich bevorzugte er Trenchcoats, aber er wagte es nicht, einen zu tragen, weil er wusste, dass seine Kollegen ihn deswegen auf den Arm nehmen würden. Dafür klappte Wormwood wenigstens den Kragen des Regenmantels hoch und vergrub die Hände tief in den Taschen. Eine dieser Hände hatte er fest um ein Stück Kaugummi geschlossen, das er vor zwanzig Minuten auf dem für Fremde gesperrten Gelände des Sainte-Justine-Krankenhauses von einem übelriechenden Zwerg zugesteckt bekommen hatte. Der Gnom war unversehens aus den Sträuchern hervorgetreten und hatte Wormwood einen gehörigen Schrecken eingejagt, sodass er zusammengefahren war, was er dadurch zu kaschieren versucht hatte, dass er die Bewegung in eine Karatehaltung übergehen ließ. Sich den Anschein von raubkatzenhafter Geschmeidigkeit zu geben wäre vielleicht wirkungsvoller gewesen, wenn er nicht dabei das Pech gehabt hätte, in einen Rosenbusch hineinzutreten.

Wormwoods Schritte hallten deutlich in der immer leerer werdenden Straße wider. Was ihn beflügelte, war das Gefühl – nun ja –, nicht etwas Bedeutendes geleistet, wohl aber seine Sache gut gemacht zu haben. Dieser Job war jedenfalls nicht in die Hose gegangen. Sein Spiegelbild huschte über ein dunkles Schaufenster, und er war nicht unzufrieden mit dem, was

er sah. Der zuversichtliche Blick und sein entschlossener Gang machten die hängenden Schultern und das immer schütterer werdende Haar mehr als wett. Wormwood kehrte die Handflächen nach vorn, um seine Schultern zu straffen; irgendjemand hatte ihm einmal gesagt, eine männliche Haltung erreiche man am besten dadurch, dass man die Handflächen nach vorn kehre. Das war zwar höchst unbequem und bewirkte eher, dass er watschelte wie ein Pinguin, aber er tat es trotzdem jedes Mal, wenn er daran dachte.

Er wurde schmerzlich daran erinnert, dass er vor Kurzem in einen Rosenbusch hineingetreten war, entdeckte jedoch, dass er sich von dieser lästigen Pein befreien konnte, indem er den Zwickel seiner Hose mit dem Daumen und Zeigefinger packte und die Naht aus der Gesäßspalte zog. Das tat er denn auch von Zeit zu Zeit, ohne sich um die verwunderten Blicke der Passanten zu kümmern.

Er war zufrieden. »Man muss eben den Mumm haben«, sagte er sich. »Ich wusste, dass ich es schaffen würde, und ich hab's auch geschafft!« Insgeheim spielte er mit dem Gedanken, dass man das Unglück anziehe, wenn man es erwarte – und der Ausgang der letzten paar Aufträge, die er ausgeführt hatte, schien diese Theorie zu bestätigen. Im Allgemeinen hielt Wormwood an solchen Theorien nie lange fest. Mit dem Problem des Kahlwerdens hatte er nach dem Grundsatz fertigwerden wollen: Trag es kurz, und du behältst es lang! Also hatte er sich stets einen Bürstenschnitt schneiden lassen, der ihn weniger bedeutend aussehen ließ, als es nötig gewesen wäre, aber die Haare waren ihm trotzdem weiter ausgegangen. Eine Zeitlang hatte er sich an die Vorstellung geklammert, dass eine frühe Glatze auf ungewöhnliche Virilität schließen ließ, doch einschlägige Erfahrungen hatten ihn dann gezwungen, auch diese Hypothese fallen zu lassen. »Diesmal komme ich unversehrt nach Hause! Keine Komplikationen! Morgen früh um sechs bin ich wieder in den Staaten!« Seine

Hand schloss sich fester um den Kaugummi. Noch einen Misserfolg konnte er sich nicht leisten. Seine Kollegen im Hauptquartier nannten ihn schon die »Ein-Mann-Schweinebucht«! Als er nach links in die Lessage Lane einbog, schien die Straße menschenleer. Kein Laut war zu hören. Es fiel ihm auf, aber er weigerte sich, es zur Kenntnis zu nehmen. Als er sich auf der St. Dominique Street wieder nach Süden wandte, war es dort so still, dass das Echo seiner Schritte von den Fassaden der unbeleuchteten, eintönigen Backsteinhäuser wie kleine Schläge auf ihn zurückzufallen schien. Das Schweigen störte ihn nicht; betont unbekümmert pffiff er leise vor sich hin.

»Dieses positive Denken bringt einen wirklich weiter«, dachte er aufgekratzt. »Gewinner gewinnen eben, daran ist nicht zu rütteln.« Dann zog sich sein rundes, jugenhaftes Gesicht nachdenklich zusammen, und er überlegte, ob dann wohl auch Verlierer immer verlieren müssten. Er versuchte, sich an den Logik-Kursus am College zu erinnern. »Nein«, zu diesem Schluss kam er nach einiger Zeit, »das folgert nicht notwendigerweise daraus. Verlierer müssen nicht immer verlieren. Aber Gewinner, die gewinnen eben immer!« Ihm war wohlher, nachdem er das herausgefunden hatte.

Er war jetzt nur einen Häuserblock von dem drittklassigen Hotel entfernt, in dem er abgestiegen war. Von Weitem sah er bereits die schadhafte rote Neonreklame: H TEL. »Fast schon wieder zu Haus – unversehrt!«

Er erinnerte sich an die Instruktionen, die sie ihm im Ausbildungslager des CII eingebläut hatten: Sein Ziel steuere man stets von der gegenüberliegenden Straßenseite aus an! Also überquerte er die Straße. Den Grund für diese Regel hatte er freilich nie so recht begriffen, er sah darin höchstens ein Zeichen von Wichtigtuerei; doch dafür eine Erklärung zu fordern wäre ihm genauso wenig in den Sinn gekommen wie etwa einem Befehl nicht zu gehorchen.

Die schmiedeeisernen Straßenlaternen in der St. Dominique Street waren der allgemeinen Verschandelung der Stadt noch nicht zum Opfer gefallen, indem man sie durch Leuchtstofflampen ersetzt hätte, deren Licht das Lippenrot schwarz erscheinen ließ. Es machte Wormwood Spaß, wenn er seinen Schatten unter seinen Füßen hervorgleiten und sich vor ihm in die Länge ziehen sah, bis die nächste Lampe das Feld beherrschte und einen immer kürzer werdenden Schatten hinter ihn warf. Er blickte über die Schulter zurück und bewunderte dieses lustige Schattenspiel – und prallte dabei unversehens gegen einen Laternenpfahl. Nachdem er sich von dem Schock erholt hatte, blickte er wütend die Straße hinauf und hinunter: Es hatte ihn doch wohl niemand gesehen?

Jemand *hatte* ihn gesehen, doch das wusste Wormwood nicht, und so funkelte er den tückischen Laternenpfahl böse an, straffte die Schultern, indem er die Handflächen nach vorn kehrte, und ging hinüber zu seinem Hotel.

Die Halle roch beruhigend nach jenem penetranten Gemisch aus Schimmel, Lysol und Urin, das für heruntergekommene Hotels so charakteristisch ist. Späteren Berichten zufolge musste Wormwood das Hotel zwischen elf Uhr fünfundfünfzig und elf Uhr siebenundfünfzig betreten haben. Aber wann auch immer das geschah – wir können uns darauf verlassen, dass er sich des genauen Zeitpunkts vergewisserte und sich wie stets am Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr erfreute. Zwar hatte er gehört, dass man von dem Leuchtstoff, den man für Zifferblätter verwendet, Hautkrebs bekam, doch glaubte er das Risiko reichlich dadurch wettzumachen, dass er das Rauchen aufgegeben hatte. Er hatte es sich angewöhnt, jedes Mal auf die Uhr zu sehen, sobald er sich an einem dunklen Ort befand. Wozu hatte man schließlich das Leuchtzifferblatt? Vermutlich war es die Zeitspanne, die er brauchte, diese Überlegung anzustellen, welche den Unterschied zwischen elf Uhr fünfundfünfzig und elf Uhr siebenundfünfzig ausmachte.

Als er die spärlich beleuchtete und mit einem muffigen, abgetretenen Läufer belegte Treppe hinaufstieg, musste er wieder daran denken, dass »Gewinner gewinnen«. Seine Hochstimmung verflieg jedoch, als er das Husten aus dem Zimmer nebenan hörte, ein gequältes, röchelndes, krankhaftes Gehuste, das sich die ganze Nacht über in immer neuen, krampfartigen Anfällen wiederholte. Gesehen hatte er den alten Mann im Zimmer nebenan nie, aber er hasste diesen Husten, der ihn bis zum Morgen wach gehalten hatte.

Als er draußen vor seiner Zimmertür stand, holte er den Kaugummi aus der Tasche und untersuchte ihn. »Wahrscheinlich ein Mikrofilm, und vermutlich ist er zwischen dem Gummi und dem Einwickelpapier – dort, wo normalerweise die beigelegten kleinen Comicstrips stecken.« Sein Schlüssel drehte sich in dem ausgeleierten Schloss. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, atmete er erleichtert auf. »Ja, da gibt's nichts«, dachte er. »Gewinner ...«

Aber der Gedanke wurde erstickt, noch während er ihn dachte. Er war nicht allein im Zimmer.

Mit einer blitzschnellen Reaktion, zu der seine Ausbilder ihm gratuliert hätten, ließ er den Kaugummi samt dem Papier, in das er eingewickelt war, im Mund verschwinden und hatte ihn bereits halb heruntergeschluckt, als er einen mächtigen Schlag auf den Hinterkopf bekam. Es war wirklich ein höllischer Schmerz, aber das Geräusch war noch viel schrecklicher. Es war so ähnlich, wie wenn man in knackigen Stangensellerie hineinbiss und sich dabei die Ohren zuhielt – nur viel näher. Das Geräusch, das der zweite Schlag hervorrief, hörte er durchaus deutlich – ein schmatzendes Knirschen –, aber eigentümlicherweise tat dieser Schlag nicht weh.

Aber dann tat etwas weh. Er konnte es zwar nicht sehen, aber er wusste, dass man ihm die Kehle durchgeschnitten hatte. Die Vorstellung allein ließ ihn erschauern, und er hoffte, dass ihm nicht übel werden würde. Dann machten sich seine

Angreifer über seinen Bauch her. Etwas Kaltes stach in seine Eingeweide und wurde wieder herausgezogen. Der alte Mann im Nebenzimmer hustete und würgte. Wormwoods Geist raste dem Gedanken nach, den er durch seine Angst nicht hatte weiterverfolgen können.

»Gewinner gewinnen«, dachte er und starb.

New York, 2. Juni

»...eines jedenfalls sollten Sie in diesem Semester gelernt haben: dass es zwischen Kunst und Gesellschaft keine irgendwie relevante Beziehung gibt, mögen die populären Propheten der Massenkultur und der Massenpsychologie noch so hochfliegende Bekenntnisse dafür abgeben; die kommen nämlich zu hanebüchenen Pauschalurteilen, wenn sie sich auf Gebiete vorwagen, von denen sie nichts verstehen. Die Begriffe ›Gesellschaft‹ und ›Kunst‹ haben nichts miteinander gemein, ja, sie schließen sich geradezu gegenseitig aus. Die Reglementierungen und Einengungen ...«

Dr. Jonathan Hemlock, Professor für Kunstgeschichte, haspelte seine Schlussvorlesung in diesem Semester ab – er hasste diese »Kunst und Gesellschaft« betitelte Massenvorlesung, doch war sie nun einmal das tägliche Brot seiner Abteilung, und er musste sie jedes Jahr wieder halten. Sein Vortragsstil war durch und durch ironisch, ja, von geradezu ätzender Schärfe, und trotzdem war er außerordentlich beliebt bei den Studenten, von denen jeder Einzelne annahm, sein Nachbar winde sich unter Dr. Hemlocks überlegener Verachtung. Für sie war seine schneidende Kälte Ausdruck einer attraktiven Verbitterung angesichts einer mitleidlosen Bourgeoisie, der Inbegriff jenes Weltschmerzes, welcher der romantischen Seele junger Studenten in den ersten Semestern so teuer ist. Hemlocks Beliebtheit bei den Studenten hatte verschiedene Gründe, die alle nichts miteinander zu tun hatten. Erstens war er mit siebenunddreißig Jahren der jüngste Ordinarius der kunstgeschichtlichen Abteilung. Die Studenten nahmen daher

an, er sei ein Liberaler. Doch das war er nicht, genauso wenig wie er ein Konservativer, ein Ultra-Konservativer, ein Gegner der Prohibition, ein Isolationist oder ein Sozialist fabianischer Prägung war. Er interessierte sich nur für die Kunst, und Dinge wie Politik, studentische Freiheit, der Feldzug gegen die Armut, die hoffnungslose Lage der Entwicklungsländer, der Krieg in Vietnam und die Ökologie waren ihm vollkommen gleichgültig, ja, sie langweilten ihn geradezu. Trotzdem stand er nun einmal in dem Ruf, ein Professor nach dem Herzen der Studenten zu sein. Wenn er seinen Schülern zum Beispiel wieder gegenübertrat, nachdem die Vorlesungen wegen einer Studentenrevolte eine Zeit lang ausgefallen waren, machte er sich unverhohlen über die Verwaltung lustig, die weder die Fähigkeit noch den Mumm hatte, so eine lächerliche Demonstration zu unterdrücken. Die Studenten sahen darin eine Kritik am Establishment und bewunderten ihn deshalb nur umso mehr.

»... schließlich gibt es nur Kunst und Nicht-Kunst. So etwas wie Kunst der Schwarzen, soziale Kunst, junge Kunst, Pop-Kunst oder Massen-Kunst existiert einfach nicht. Das sind nichts weiter als fiktive, bedeutungslose Klassifizierungen, die man sich ausgedacht hat, um die verkrampften Pinselstiele irgendwelcher Nichtskönner zu beweihräuchern, die ...« Studenten, die von Hemlocks Heldentaten als international bekannter Bergsteiger gelesen hatten, waren von der Kombination aus Gelehrtem und Sportler beeindruckt, und das trotz der Tatsache, dass er schon seit etlichen Jahren keine bedeutende Besteigung mehr unternommen hatte. Und die jungen Damen wiederum fühlten sich von seiner eisigen Zurückhaltung angezogen, hinter der sie eine leidenschaftliche und geheimnisvolle Natur vermuteten. Dabei hatte er so gar nichts von einem Romantiker. Er war schlank und von durchschnittlicher Größe, und nur seine zielstrebigem, drahtigen Bewegungen sowie seine verschleierte graugrünen Augen

hatten das Zeug dazu, in ihren sexuellen Träumen eine Rolle zu spielen.

Wie nicht anders zu erwarten erstreckte sich seine Beliebtheit nicht auf das Professorenkollegium. Was seine Kollegen ihm übel nahmen, waren sein akademischer Ruf, seine Weigerung, in irgendwelchen Komitees mitzuarbeiten, seine Gleichgültigkeit allen ihren Vorhaben und Vorschlägen gegenüber und sein vielbesprochenes Studenten-Charisma – ein Ausdruck, der sich aus ihrem Mund immer so anhörte, als meinten sie damit das Gegenteil von wissenschaftlicher Integrität. Was ihn aber vor allem vor ihrem giftigen Gerede schützte, war das Gerücht, er sei reich und unabhängig und wohne in einem Landhaus auf Long Island. Als typische akademische Liberale waren die Kollegen diesem unbewiesenen, nur Gerüchten zufolge bestehenden Reichtum gegenüber ratlos und wussten nicht, wie sie sich zu ihm stellen sollten. Sie konnten diese Gerüchte weder als falsch entlarven noch bestätigen, denn keiner von ihnen war jemals in sein Haus eingeladen worden, und es war auch kaum anzunehmen, dass sie jemals dorthin eingeladen werden würden.

»... das Verständnis von Kunst ist nichts, was man lernen kann. Dazu bedarf es besonderer Gaben – Gaben, von denen Sie selbstverständlich annehmen, dass Sie sie besitzen, weil man Sie in dem Glauben erzogen hat, Sie wären alle gleich geschaffen. Dabei bedeutet das nichts weiter, als dass Sie einander gleichen ...«

Die Worte kamen wie mechanisch aus seinem Mund, und so erlaubte Hemlock seinen Augen, die vorderste Reihe des amphitheaterhaft ansteigenden Hörsaals entlangzuschweifen. Wie gewöhnlich saßen dort lächelnde, nickende, hirnlose Mädchen, die ihre Röcke zu hoch gezogen hatten, und deren Knie unbewusst auseinanderklafften. Ihm fuhr der Gedanke durch den Kopf, dass sie mit ihrem Lächeln, das sie ihm zuwandten, und mit ihren runden, leeren Augen aussahen wie

eine ganze Reihe von Üs. Mit Studentinnen ließ er sich nie ein: Studenten, Jungfrauen und Betrunkene hielt man sich besser vom Leibe. Gelegenheiten gab es mehr als genug, und moralische Bedenken hätten ihn auch nicht abgehalten; aber er war nun einmal ein Sportsmann, und für ihn hatte das Flachlegen dieser Gänse etwas von Hochwildjagd mit Zielfernrohr oder vom Dynamit-Fischen vor einem Staudamm.

Wie immer fiel das Läuten der Pausenglocke mit dem letzten Wort seiner Vorlesung zusammen, und so schloss er damit, dass er den Studenten einen friedlichen, von keinerlei schöpferischen Gedanken getrübbten Sommer wünschte. Sie klatschten wie immer am letzten Vorlesungstag, und er verließ raschen Schrittes den Hörsaal.

Als er um eine Ecke des Korridors bog, stieß er auf eine Studentin im Minirock, mit langem schwarzem Haar und einem Augen-Make-up wie bei einer Ballerina. Wiederholt aufgeregt nach Luft ringend, erklärte sie ihm, wie viel Spaß ihr seine Vorlesung gemacht habe, und dass sie jetzt mehr Verständnis für die Kunst habe als je zuvor. »Wie schön.«

»Mein Problem ist nur, dass ich einen Notendurchschnitt von 2 brauche, Dr. Hemlock, sonst verliere ich mein Stipendium.« Er suchte in der Tasche nach den Schlüsseln für sein Büro. »Und ich fürchte, bei der Abschlussprüfung schaffe ich es bei Ihnen nicht ganz – ich habe zwar viel Gefühl für die Kunst, aber Gefühl kann man ja nicht immer zu Papier bringen.« Sie blickte zu ihm auf, nahm allen Mut zusammen und versuchte, schrecklich vielsagende Augen zu machen. »Also, wenn ich irgendetwas tun kann, um eine bessere Note zu bekommen – ich meine, ich wäre bereit, alles zu tun, wirklich.« Hemlock sprach mit sonorer Stimme: »Und über die Implikationen dieses Angebots sind Sie sich völlig im Klaren?«

Sie nickte und schluckte, und ihre Augen leuchteten erwartungsvoll. Vertraulich senkte er die Stimme. »Haben Sie irgendetwas vor heute Abend?«

Sie räusperte sich und sagte, nein, sie habe nichts vor. Hemlock nickte. »Wohnen Sie allein?«

»Meine Zimmergenossin ist diese Woche verreist.«

»Gut. Dann schlage ich Ihnen vor, Sie nehmen sich Ihre Bücher vor und lernen, bis Sie nicht mehr sitzen können. Das ist meines Wissens der sicherste Weg, zu einer guten Note zu kommen.«

»Aber ...«

»Ja?«

Sie wurde ganz klein. »Danke.«

»Es war mir ein Vergnügen.«

Langsam ging sie den Korridor hinunter, und Hemlock betrat leise vor sich hin summend sein Büro. Großartig hatte er das gemacht! Aber seine Hochstimmung verflog. Auf dem Schreibtisch fand er die Notizen, die er sich gemacht hatte, Erinnerungen an Rechnungen, die bald fällig sein würden oder es längst waren. Die Gerüchte, die an der Universität über seinen Reichtum umgingen, entbehrten jeder Grundlage; in Wahrheit gab Hemlock jedes Jahr etwas mehr als dreimal so viel aus, wie er durch seine Tätigkeiten als Universitätslehrer, Autor und Gutachter verdiente. Den überwiegenden Teil seines Geldes – etwa vierzigtausend pro Jahr – verdiente er durch Nebenbeschäftigungen. Jonathan Hemlock arbeitete für die Abteilungen »Spürhund« und »Strafaktion« des CII. Er war ein Mörder.

Das Telefon summte. Er drückte auf den leuchtenden Knopf und nahm den Hörer ab. »Ja?«

»Hemlock? Können Sie reden?« Die Stimme gehörte Clement Pope, Mr. Dragons erstem Assistenten. Es war unmöglich, diese verkrampfte, leicht belegte Sprechweise nicht sofort wiederzuerkennen. Pope spielte gern den Spion.

»Was kann ich für Sie tun, Pope?«

»Mr. Dragon möchte Sie sprechen.«

»Das hab ich mir fast gedacht.«

»Können Sie in zwanzig Minuten überkommen?«

»Nein.« Eigentlich hätten zwanzig Minuten mehr als gereicht, aber Jonathan verabscheute die Leute der Abteilungen »Spürhund« und »Strafaktion«. »Wie wär's mit morgen?«

»Es geht um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Er will Sie *jetzt* sehen.«

»Dann also in einer Stunde.«

»Hören Sie, Mann, wenn ich Sie wäre, würde ich mich auf die Socken machen und so schnell wie...« Aber Jonathan hatte bereits aufgelegt. Die nächste halbe Stunde machte Jonathan sich in seinem Büro zu schaffen. Als er sicher war, dass er etwas später als zur angegebenen Zeit in Dragons Büro sein würde, rief er ein Taxi und verließ den Campus.

Als der schmierige, altersschwache Fahrstuhl ihn bis zum obersten Stockwerk eines gesichtslosen Bürohauses in der Third Avenue hinaufbeförderte, nahm Jonathan automatisch all die vertrauten Einzelheiten wahr: die abblätternde graue Farbe an den Wänden, die Stempel der Jahresinspektion, die aufs Geratewohl übereinander hingehauen worden waren, die Gewichtsbeschränkungen der Firma Otis, zweimal ausgekratzt und wegen der sinkenden Leistung dieses alten Kastens immer weiter herabgesetzt. Er dachte an alles, was ihn die nächste halbe Stunde erwarten würde, und diese Vorstellung bereitete ihm Unbehagen. Der Fahrstuhl hielt und schaukelte weich, als die Türen sich ratternd öffneten. Er stieg in der obersten Büro-
etage aus, wandte sich nach links und stieß die schwere, feuer-
sichere Eisentür mit der Aufschrift *Kein Zutritt* auf, die ins
Treppenhaus führte. Auf den nasskalten Zementstufen, einen
Werkzeugkasten neben sich, hockte ein riesiger Schwarzer in
einem Overall. Jonathan grüßte nickend und stieg an ihm vor-
bei die Treppe hoch. Nach etwa fünfzehn Stufen endete sie,
und Jonathan ging durch eine weitere feuersichere Tür; hier
war früher einmal der Dachboden des Gebäudes gewesen, ehe

das CII sich dort eingenistet hatte. Der Krankenhausgeruch, an den er sich so deutlich erinnerte, erfüllte den Korridor, in dem eine wie ein Hefeteig aufgegangene Putzfrau mit einem Mopp träge immer wieder dieselbe Stelle wischte. Auf einer Bank neben einer Tür mit der Aufschrift *Yurasis Dragon, Beratungsdienst* saß ein muskulöser Mann in einem dunklen Anzug, eine Aktenmappe auf den Knien. Der Mann erhob sich und stellte sich vor Jonathan hin, der es hasste, von diesen Leuten angefasst zu werden. Alle: der Handwerker, die Putzfrau und der Geschäftsmann waren CII-Wachen; und der Werkzeugkasten, der Mopp und die Aktentasche enthielten samt und sonders Schusswaffen. Breitbeinig, die Hände an der Mauer, stand Jonathan da, peinlich berührt von der Untersuchung und ärgerlich darüber, wie peinlich es ihm war, dass der Geschäftsmann ihn und seine Kleidung mit kundiger Hand filzte. »Der ist neu«, sagte der Geschäftsmann und zog einen Füllfederhalter aus Jonathans Tasche. »Für gewöhnlich haben Sie doch einen französischen – dunkelgrün und gold.«

»Den hab ich verloren.«

»Ach so. Ist dieser mit Tinte gefüllt?«

»Es ist ein Füllfederhalter.«

»Tut mir leid. Entweder bewahre ich ihn für Sie auf, bis Sie wieder rauskommen, oder ich muss ihn ausprobieren. Und wenn ich ihn ausprobiere, muss ich Ihre schöne Tinte verspritzen.«

»Behalten Sie ihn doch einfach bis nachher.«

Der Geschäftsmann trat beiseite und gab Jonathan den Weg ins Büro frei.

»Sie haben achtzehn Minuten Verspätung, Hemlock«, sagte Mrs. Cerberus tadelnd, als er die Tür hinter sich schloss.

»Das kommt wohl ungefähr hin.« Jonathan wurde von dem überwältigenden Krankenhausgeruch des Vorzimmers förmlich erschlagen. Mrs. Cerberus in ihrer gestärkten weißen Krankenschwestertracht war pummelig, aber muskulös und

trug das graue Haar ziemlich kurz. Ihre kalten Augen waren in schmale, durch Fettsäcke gebildete Schlitze eingebettet, ihre schmirgelpapierrauhe Haut schien täglich mit Soda und Wurzelbürste geschrubbt zu werden, und auf ihrer schmalen Oberlippe schimmerte ein aggressiver Damenbart.

»Sie sehen heute geradezu zum Anbeißen aus, Mrs. Cerberus.«

»Mr. Dragon hat es nicht gern, dass man ihn warten lässt«, knurrte sie.

»Wer von uns hat das schon gern?«

»Sind Sie gesund?«, fragte sie, schien jedoch nicht wirklich um ihn besorgt.

»Einigermaßen.«

»Keine Erkältung? Wissen Sie von irgendwelchen Infektionen?«

»Nur das Übliche: Gürtelrose, Syphilis, Elefantiasis.«

Sie funkelte ihn an. »Na gut, dann gehen Sie hinein.« Sie drückte auf einen Knopf, woraufhin sich die Tür hinter ihr öffnete, wandte sich dann wieder ihren Papieren auf dem Schreibtisch zu und kümmerte sich nicht weiter um Jonathan.

Er trat in den windfangartigen Zwischenraum. Die Tür hinter ihm schloss sich ratternd, und er stand in dem dämmerigen roten Licht, das Mr. Dragon als Übergang von dem strahlenden Weiß seines Vorzimmers zur völligen Dunkelheit seines eigenen Arbeitszimmers installiert hatte. Jonathan wusste, dass er sich rascher an die Dunkelheit gewöhnte, wenn er die Augen schloss. Gleichzeitig zog er den Mantel aus. Die Temperatur in diesem Zwischenraum und in Mr. Dragons Zimmer wurde ständig auf dreißig Grad gehalten. Die leichteste Erkältung, der geringste Kontakt mit irgendwelchen Grippeviren würde Mr. Dragon für Monate arbeitsunfähig machen. Er besaß gegen Krankheiten so gut wie keine natürliche Widerstandskraft.

Die Tür zu Mr. Dragons Arbeitszimmer klickte und glitt

automatisch auf, als die kühlere Luft, die Jonathan beim Eintritt in den Zwischenraum hineingebracht hatte, auf dreißig Grad erhitzt war. »Treten Sie näher, Hemlock«, ließ sich Mr. Dragons metallische Stimme aus dem Dunkel jenseits der Tür vernehmen.

Jonathan streckte die Hände vor und tastete sich an einen großen Ledersessel heran, der, wie er wusste, gegenüber von Mr. Dragons Schreibtisch stand.

»Etwas weiter nach links, Hemlock.«

Als er Platz nahm, konnte er schwach den Ärmel seines weißen Hemdes erkennen. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit.

»Nun? Wie ist es Ihnen in den letzten Monaten ergangen?«

»So lala.«

Dragon ließ ein knappes, abgehacktes Lachen vernehmen, das aus nicht mehr und nicht weniger als einem dreimal hervorgestoßenen »Ha!« bestand. »Das kann man wohl sagen! Wir haben – selbstverständlich nur zu Ihrem Schutz – ein Auge auf Sie gehabt, und man hat mir gesagt, es gäbe da ein Bild auf dem Schwarzmarkt, in das Sie sich verliebt hätten.«

»Ja. Einen Pissarro.«

»Dann brauchen Sie also Geld. Zehntausend Dollar, wenn ich richtig informiert bin. Ein teurer Spaß.«

»Das Bild ist unbezahlbar.«

»Nichts ist unbezahlbar, Hemlock. Der Preis für dieses Bild ist das Leben eines Mannes in Montreal. Ich habe Ihre Schwärmerie für Leinwand und Farbkrusten nie begriffen. Irgendwann müssen Sie mir das einmal beibringen.«

»So etwas lässt sich nicht erlernen.«

»Entweder man besitzt es, oder man besitzt es nicht – wie?«

»Man hat's, oder man hat's nicht.«

Dragon seufzte. »Für diese Feinheiten muss man wohl mit Ihrer Muttersprache geboren sein.« Kein Akzent, höchstens eine gewisse übergenaue Diktion verriet Dragons Herkunft.

»Aber wie dem auch sei, ich darf mich über Ihre Sammel Leidenschaft nicht lustig machen. Ohne sie bräuchten Sie weniger häufig Geld, und wir müssten auf Ihre Dienste verzichten.« Nach und nach, gleichsam wie eine Fotografie auf dem Boden einer Entwicklerschale, begann Mr. Dragon aus der Dunkelheit hervorzutreten. Jonathans Pupillen erweiterten sich. Schon im Voraus spürte er den Ekel, den er gleich empfinden würde.

»Lassen Sie mich Ihre Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen.«

»Womit Sie zweifellos meinen: Kommen wir zur Sache.« Dragons Stimme klang enttäuscht. Wider Willen hatte er eine gewisse Zuneigung zu Jonathan gefasst; er hätte gern mit jemandem geplaudert, der außerhalb der geschlossenen Welt des internationalen Mördersyndikats stand. »Nun, schön. Einer unserer Männer – Deckname: Wormwood – wurde in Montreal umgebracht. An seiner Beseitigung waren zwei Leute beteiligt. ›Spürhund‹ hat einen von ihnen aufgestöbert. Sie werden die Strafaktion gegen diesen Mann übernehmen.«

Jonathan lächelte über den geheimnisvollen CII-Jargon, in dem »maximale Zurückversetzung« soviel hieß wie das Todesurteil, »persönlicher Druck« Erpressung und »Strafaktion« Mord als Vergeltung für Mord. Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, und Dragons Gesicht war nun verschwommen sichtbar. Sein Haar war weiß wie Seide und gekräuselt wie Schaffell. Seine Gesichtszüge, die in dem immer weiter weichenden Dämmer schwammen, waren ausdruckslos wie Alabaster. Dragon, der »Drache«, verkörperte eine der bizarrsten Launen der Natur : Er war ein vollkommener Albino. Daher seine Lichtempfindlichkeit – seinen Augen und seinen Lidern fehlte es an der schützenden Pigmentierung. Außerdem war er von Geburt an nicht in der Lage, weiße Blutkörperchen in genügender Anzahl zu produzieren. Deshalb musste er jeden Kontakt mit Menschen vermeiden, die

Krankheitskeime übertragen konnten. Ferner hatte er sich zweimal im Jahr einem totalen Blutaustausch zu unterziehen. Sein Leben lang, ein halbes Jahrhundert also, hatte Dragon im Dunkeln gelebt, außerhalb der Gesellschaft anderer Menschen und vom Blute anderer lebend – eine Daseinsform, die nicht ohne Auswirkungen auf seinen Charakter geblieben war.

Jonathan konzentrierte sich ganz auf Dragon. »Sie sagen, Ihr Spürhund hat nur *einen* der Beteiligten aufgestöbert?«

»Dem zweiten sind sie auf der Spur. Ich hoffe, dass sie wissen, wer es ist, bis Sie in Montreal eintreffen.«

»Beide werde ich aber nicht übernehmen. Das wissen Sie doch.« Jonathan hatte eine Art von moralischem Abkommen mit sich selbst getroffen, das darin bestand, nur dann für das CII zu arbeiten, wenn es finanziell nötig war. Er weigerte sich kategorisch, darüber hinaus weitere Strafaktionen aufgehalst zu bekommen.

»Vielleicht ist es aber doch nötig, dass Sie beide Aufgaben übernehmen, Hemlock.«

»Dann vergessen Sie's.« Jonathan spürte, wie seine Hände sich um die Armlehnen seines Sessels klammerten. Dragons Augen wurden sichtbar. Bei jeder Eigenfärbung war die Iris von einem widerwärtigen Rosa wie bei einem Kaninchen und die Pupille blutrot. Unwillkürlich musste Jonathan den Blick abwenden.

Dragon war gekränkt. »Aber, aber! Wir werden über die zweite Aktion reden, wenn es so weit ist.«

»Vergessen Sie's. Außerdem habe ich einige schlechte Nachrichten für Sie.«

Dragon lächelte nachsichtig. »Zu mir kommen die Leute selten mit guten Nachrichten.«

»Diese Strafaktion wird Sie zwanzigtausend Dollar kosten.«

»Das Doppelte Ihres üblichen Honorars? Ich muss schon sagen, Hemlock!«

»Zehntausend brauche ich für den Pissarro. Und weitere zehntausend für mein Haus.«

»Ihre Haushaltsplanung interessiert mich nicht. Sie brauchen also zwanzigtausend Dollar. Normalerweise zahlen wir Ihnen zehntausend für eine Strafaktion. Und hier geht es um zwei Aufträge. Das könnte also gerade hinkommen.«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich nicht beide Aufträge übernehmen werde. Ich verlange zwanzigtausend für einen.«

»Und ich sage, dass zwanzigtausend mehr sind, als der Auftrag wert ist.«

»Dann schicken Sie jemand anderen!« Für einen flüchtigen Augenblick verlor Jonathans Stimme ihre Gelassenheit.

Sofort wurde Dragon unruhig. Leute, die mit Strafaktionen betraut wurden, waren in besonderem Maße dem psychischen Stress ihrer Arbeit und den damit verbundenen Gefahren ausgesetzt, und er war darauf geeicht, auf alle Anzeichen dessen zu achten, was er »Zermüblingserscheinungen« nannte. Im vergangenen Jahr waren bei Jonathan in der Tat einige dieser Symptome aufgetreten. »Seien Sie doch vernünftig, Hemlock! Im Augenblick haben wir niemand sonst zur Verfügung. Es hat – nun ja, einige Ausfälle in der Abteilung gegeben.«

Jonathan lächelte. »Ich verstehe.« Und nach einem kurzen Schweigen: »Wenn Sie sonst niemand haben, bleibt Ihnen keine andere Wahl. Zwanzigtausend.«

»Sie haben kein Gewissen, Hemlock.«

»Aber das haben wir doch schon immer gewusst.« Damit spielte er auf die Ergebnisse einiger psychologischer Tests an, denen er sich während seiner Dienstzeit beim Armeegeheimdienst im Koreakrieg hatte unterziehen müssen. Nachdem die Tests wiederholt worden waren, um das einmalige Reaktionsmuster zu bestätigen, das beim ersten Durchgang ermittelt worden war, hatte der Chefpsychologe der Armee seine Beob-

achtungen in völlig unwissenschaftlicher Prosa zusammengefasst:

»... Wenn man bedenkt, dass seine Kindheit durch die Erfahrung größter Armut und Gewalttätigkeit geprägt war (dreimal vom Jugendgericht wegen schwerer Körperverletzung bestraft, Taten, die jeweils dadurch provoziert worden waren, dass er von anderen Jugendlichen gefoltert wurde, die ihm seine außergewöhnliche Intelligenz und sein gutes Ansehen bei den Lehrern übel nahmen), und in Anbetracht der Demütigungen, die er nach dem Tod seiner Mutter von gleichgültigen Verwandten einstecken musste (der Vater ist unbekannt), ist manches in seinem unsozialen, widersprüchlichen, unangenehm überheblichen Verhalten verständlich, ja, vielleicht gar nicht anders zu erwarten.

Ein Verhaltensmuster ist besonders auffällig: Die Testperson hat rigorose Ansichten, wenn es um Freundschaften geht. Für ihn gibt es keine größere Verpflichtung als die Freundschaftstreue, nichts Schändlicheres als Verrat. Keine Strafe würde in seinen Augen ausreichen, eine Person dafür büßen zu lassen, wenn sie seine Freundschaft ausnutzt und missbraucht. Außerdem ist er der Meinung, dass andere gleichfalls diesem persönlichen Ehrenkodex entsprechend zu handeln haben. Psychologisch gesehen, scheint dieses Verhaltensmuster eine Überkompensierung zu sein, weil er von seinen Eltern im Stich gelassen wurde. Die Testperson weist in ihrer Persönlichkeitsstruktur eine nach meiner und meiner Kollegen Erfahrung einzigartige Besonderheit auf, die uns zwingt, seine Vorgesetzten, die für ihn verantwortlich sind, zu warnen: Diesem Mann mangelt es vollkommen an normalen Schuldgefühlen. Er hat kein Gewissen. Es ist uns nicht gelungen, irgendwelche Spuren einer Negativreaktion auf Sünde, Verbrechen, Sexualität oder Gewalttätigkeit bei ihm festzustellen. Damit soll nicht etwa behauptet werden, dass er labil wäre. Im Gegenteil, er ist

nur allzu beständig – allzu beherrscht. Und zwar in ganz abnormem Maß.

Vielleicht ist er für die Arbeit im Armeegeheimdienst ideal geeignet, doch muss ich geltend machen, dass die Testperson meiner Ansicht nach als Persönlichkeit unvollständig ist. Und, gesellschaftlich gesehen, äußerst gefährlich.«

»Sie weigern sich also, beide Strafaktionen zu übernehmen, Hemlock, und Sie bestehen auf zwanzigtausend für die eine.«

»So ist es.«

Einen Moment lang ließ Dragon seine rosaroten Augen nachdenklich auf Jonathan ruhen und rollte einen Bleistift zwischen den Handflächen. Dann stieß er sein knappes und abgehacktes Ha-ha-ha aus. »Nun gut. Diesmal haben Sie gewonnen.«

Jonathan erhob sich. »Ich nehme an, ich habe in Montreal Kontakt mit der Abteilung ›Spürhund‹ aufzunehmen?«

»Jawohl. Die Montrealer Sektion ›Ahornblatt‹ der Abteilung ›Spürhund‹ untersteht Miss Felicity Arce – offenbar spricht man das aus wie *arse*, Arsch. Von ihr erhalten Sie Ihre Instruktionen.« Jonathan zog seinen Mantel an.

»Und was die zweite Strafaktion betrifft, Hemlock: Sobald ›Spürhund‹ die Identität des zweiten Begleiters festgestellt hat ...«

»Für die nächsten sechs Monate werde ich schätzungsweise kein Geld mehr brauchen.«

»Und was ist, wenn wir Sie brauchen?«

Jonathan gab keine Antwort. Er öffnete die Tür zum Zwischenraum, und Dragon zuckte bei dem dämmerigen roten Licht zusammen. In die Helligkeit des Vorzimmers blinzelnd, bat Jonathan Mrs. Cerberus um die Adresse der Sektion ›Ahornblatt«.

»Hier.« Resolut hielt sie ihm ein kleines weißes Kärtchen vor die Nase und gab ihm fünf Sekunden, sich das, was darauf

stand, einzuprägen. Dann ordnete sie sie wieder in ihre Kartei ein. »Ihre Kontaktperson heißt Miss Felicity Arce.«

»Dann wird das also tatsächlich so ausgesprochen. Was es nicht alles gibt!«

Long Island, 2. Juni

Da er jetzt auf Spesen des CII lebte, nahm Jonathan für die ganze Strecke von Dragons Büro bis zu seinem Heim an der Nordküste von Long Island ein Taxi.

Ein Gefühl von Frieden und Geborgenheit überkam ihn, als er die schwere Eichentür des Vestibüls hinter sich schloss, die er so belassen hatte, wie sie war, als er die Kirche zu einem Wohnhaus umgebaut hatte. Über die Wendeltreppe mit dem gotischen Deckengewölbe stieg er zum Chor hinauf, den er zu einem weiträumigen, das gesamte ehemalige Kirchenschiff überblickenden Schlafzimmer und zu einem sieben mal sieben Meter großen Badezimmer umgebaut hatte, in dessen Mitte das von ihm als Badewanne benutzte römische Badebecken tief in den Boden eingelassen war. Während das heiße Wasser aus vier Wasserhähnen zugleich ins Becken rauschte und das Bad sich mit Dampf füllte, zog er sich aus, bürstete sorgfältig seinen Anzug ab, legte ihn zusammen und packte seinen Koffer für Montreal. Dann ließ er sich beherzt in das fast kochende Wasser hineingleiten. Ohne auch nur einen einzigen Gedanken an Montreal zu verschwenden, aalte er sich darin. Gewiss, er kannte keine Gewissensbisse, aber frei von Angst war er keineswegs. Diese Strafaktionen waren – genauso wie einst schwierige Bergbesteigungen – mit einem Höchstmaß an Nervenspannung verbunden. Der Luxus dieses römischen Bades – es hatte ihn das Honorar einer Strafaktion gekostet – war mehr als eine schwelgerische Reaktion auf die Entbehnungen seiner Kindheit; er gehörte ganz einfach zu seinem ungewöhnlichen Handwerk.

In einen japanischen Kimono gehüllt, stieg er von der Chorempore hinunter und betrat durch schwere Doppeltüren den Hauptraum seines Hauses. Die Kirche war in der klassischen Kreuzform gebaut, und das gesamte Mittelschiff hatte er als offenen Wohnraum belassen. Eines der Querschiffe war in einen gewächshausähnlichen Wintergarten umgewandelt worden: Das farbige Glas der Fenster hatte er durch normale Scheiben ersetzen und inmitten der tropischen Vegetation ein steinernes Becken mit einem Springbrunnen anlegen lassen. Das andere Querschiff säumten Bücherregale, es diente als Bibliothek.

Barfüßig tappte er durch das hochgewölbte, mit Steinplatten ausgelegte Mittelschiff. Das durch die Lichtgaden hereinfallende Licht entsprach ganz seiner Vorliebe für dämmerige Interieurs und von niemandem einsehbare weite Räume. Nachts konnte er mit einem speziellen Scheinwerfersystem die Fenster von außen beleuchten, damit sie Farbcollagen auf die Wände zauberten. Ganz besonders entzückte ihn dieser Effekt, wenn es regnete und das farbige Licht an den Wänden tanzte und zu rieseln schien.

Er öffnete eine Tür und stieg die zwei Stufen zu seiner Bar hinab, mixte sich einen Martini und schlürfte ihn genüsslich, stützte dabei seine Ellbogen auf die Bar in seinem Rücken und betrachtete stolz und zufrieden sein Heim.

Nach einer Weile hatte er das Bedürfnis, mit seinen Bildern zusammen zu sein, und so stieg er die gewundene Steintreppe in die Krypta hinunter, wo er sie aufgehängt hatte. Ein halbes Jahr lang hatte er Abend für Abend geschuftet, um den Fußboden zu legen und die Wandpaneele aus einem italienischen Renaissancepalazzo einzubauen, die zeitweilig die Empfangshalle eines Ölmagnaten in dessen Landhaus an der Nordküste geschmückt hatten. Jonathan zog die Tür hinter sich zu und knipste die Beleuchtung an. Von den Wänden leuchteten ihm die Farben von Monet, Cezanne, Utrillo, van Gogh, Manet,

Seurat, Degas, Renoir und Mary Cassat entgegen. Gemächlich ging er in dem Raum hin und her, grüßte jeden einzelnen seiner geliebten Impressionisten. An jedem dieser Bilder hing er, denn jedes besaß einen eigentümlichen Zauber und übte eine besondere Wirkung auf ihn aus; alle erinnerten ihn an die Mühen und Gefahren, denen er sich unterzogen hatte, um sie zu erwerben.

Für seine Größe war der Raum nur spärlich mit Möbeln ausgestattet: mit einem bequemen, keiner besonderen Stilperiode zugehörigen Diwan, einem Lederhocker mit Schlaufen daran, um ihn herumzuziehen und sich vor diesem oder jenem Bild niederzulassen, einem freistehenden Franklinkamin und dem dazugehörigen Vorrat an Zedernkloben in einer italienischen Truhe daneben sowie einem Bartolomeo-Cristoforo-Flügel, den er renoviert hatte und auf dem er mit größter Präzision, wenn auch mit wenig Seele, spielte. Den Boden bedeckte ein alter Kaschan aus dem Jahre 1914 – die einzige Art von Orientteppich, die wirklich vollkommen war. Und in der Ecke, nicht weit vom eisernen Kamin, stand ein kleiner Schreibtisch, an dem er meistens zu arbeiten pflegte. Über dem Schreibtisch und überhaupt nicht mit allem anderen in Einklang stehend, waren wahllos ein Dutzend Fotografien an der Wand befestigt. Es waren gestellte Amateuraufnahmen aus den Bergen von Alpinisten mit verlegenen oder jungenhaften Clownsgesichtern – mutige Männer, die nicht ohne Hemmungen vor eine Kamera treten konnten und ihre Verlegenheit hinter lächerlichen Verrenkungen zu verbergen trachteten. Die meisten Bilder zeigten Jonathan zusammen mit seinem alten Bergkameraden Big Ben Bowman, der vor seinem Unfall die meisten der bekannten Gipfel der Welt mit dem für ihn typischen Verzicht auf jegliches Raffinement bezwungen hatte; Ben hatte sie mit brutaler Kraft und einem unbeugsamen Willen erklettert. Zusammen hatten sie ein sonderbares, aber sehr tüchtiges Gespann abgegeben: Jonathan, der Taktiker, und Big Ben, das gipfelstürmende Tier.

Nur eine der Fotografien zeigte einen Mann, der kein Alpinist war. An seine einzige echte Freundschaft mit einem Mitglied der internationalen Geheimdienstwelt erinnerte Jonathan ein Foto, auf dem der ermordete Henri Baq mit verzerrtem Gesicht in die Kamera grinste – Henri Baq, dessen Tod Jonathan eines Tages rächen würde.

Er ließ sich an seinem Schreibtisch nieder und trank seinen Martini aus. Dann holte er aus einer Schublade ein Tabakpäckchen hervor und füllte den Kopf einer reich verzierten Wasserpfeife, die er auf der Brücke vor der Cassatt niederstellte. Er setzte sich auf den Lederhocker, rauchte und ließ den befreiten Blick liebevoll über die Leinwand wandern. Unversehens, wie aus heiterem Himmel, musste er auch jetzt daran denken, dass er seinen ganzen Lebensstil – seine akademische Laufbahn, die Kunst, sein Haus – der armen Miss Ophel verdankte.

Die arme Miss Ophel. Diese ausgetrocknete, ewig aufgeregte, zerbrechliche alte Jungfer! Miss Ophel mit den Spinnweben vor dem Loch! So nannte er sie insgeheim immer, wiewohl er so vernünftig gewesen war, den Zurückhaltenden und Dankbaren zu spielen, als sie ihn im Jugendheim besucht hatte. Miss Ophel hatte ganz für sich allein in einem Denkmal schlechten viktorianischen Geschmacks am Rande von Albany gelebt. Sie war der letzte Spross einer Familie, die ihr Vermögen mit Düngemitteln gemacht hatte, die den Erie-Kanal heruntertransportiert worden waren. Nach ihr sollte es keine Ophels mehr geben. Das bescheidene Maß an Mütterlichkeit, das sie besaß, verschwendete sie an Katzen, Vögel und junge Hunde mit zuckersüßen Kosenamen. Eines Tages kam sie auf den Gedanken, dass Wohltätigkeit sie auf andere Gedanken bringen könne – und überdies auch noch nützlich sei. Allerdings stand ihr nicht der Sinn danach, sich höchstpersönlich in die Slums zu begeben, die nach Urin stanken, und Kinderköpfe zu streicheln, die womöglich verlaust waren. Sie beauftragte

vielmehr ihren Anwalt, sich nach einem Bedürftigen umzusehen, der möglichst bildungsfähig und ein schlauer Kopf sein sollte. Und dieser Rechtsanwalt fand Jonathan.

Jonathan war damals gerade in einem Jugendgefängnis und saß eine Strafe dafür ab, dass er versucht hatte, den Bevölkerungsüberschuss der North Pearl Street um zwei boshafte irische Burschen zu verringern, die aus der Tatsache, dass Jonathan die Lehrer der Fünften Volksschule mit seinem Wissen und seiner geistigen Beweglichkeit erstaunte, den Schluss gezogen hatten, er müsse schwul sein. Jonathan war zwar kleiner als sie, schlug jedoch bereits zu, als die anderen beiden noch »Hey, du?« riefen, und hatte außerdem nicht vergessen, sich die ballistischen Vorteile eines halben Meters Bleirohr zu sichern, das er auf dem Weg hatte liegen sehen. Passanten waren dazwischengefahren und hatten die irischen Jungen davor bewahrt, ihn noch weiter zu hänseln – aber schöne Männer würden sie wohl nie mehr werden.

Als Miss Ophel Jonathan besuchte, stellte sie fest, dass er friedfertig und höflich, ein heller Kopf und mit seinen sanften Augen und zarten Zügen sonderbar anziehend war – ein Junge also, der es ganz gewiss »wert« sei. Und als sie auch noch feststellte, dass er genauso wenig ein Zuhause hatte wie ihre Welpen und Vögel, war die Sache abgemacht. Kurz nach seinem vierzehnten Geburtstag zog Jonathan in das Haus von Miss Ophel ein, und nach einer Reihe von Intelligenz- und Eignungstests bekam er einen Hauslehrer nach dem anderen, die ihn alle auf das College vorbereiteten. Um seine Bildung zu vertiefen, nahm sie ihn jeden Sommer mit nach Europa, wo er seine natürliche Sprachbegabung und – für ihn höchst bedeutsam – seine Liebe zu den Alpen und zum Bergsteigen entdeckte. Am Abend seines sechzehnten Geburtstags gab es eine kleine Feier, nur für sie beide, mit Champagner und Petits Fours. Miss Ophel war ein bisschen beschwipst, vergoss einige Tränen über ihr leeres Leben und wurde sehr zärtlich zu

Jonathan. Sie umarmte ihn und küsste ihn mit ihren trockenen Lippen. Dann schloss sie ihn fester in die Arme. Am nächsten Morgen hatte sie eine süße kleine Bezeichnung für dieses Spielchen gefunden, und von da an bat sie ihn schüchtern fast jeden Abend, es mit ihr zu treiben.

Im Jahr danach schrieb sich Jonathan nach einer ganzen Reihe von Eignungsprüfungen im Alter von siebzehn Jahren in Harvard ein. Kurz vor seinem Abschlussexamen – er war damals neunzehn – entschlief Miss Ophel friedlich. Mit dem überraschend kleinen Rest ihres Erbes setzte Jonathan seine Ausbildung fort und fuhr ab und zu in die Schweiz, wo er sich als Alpinist einen Namen zu machen begann. Sein erstes Universitätsexamen hatte Jonathan in Vergleichender Sprachwissenschaft abgelegt, wobei ihm vor allem seine Neigung zu logischem Denken sowie seine Sprachbegabung zugutekamen. Auf diesem Gebiet hätte er auch weitermachen können, wäre da nicht einer jener Zufälle gewesen, die unserem Leben ungeachtet unserer eigenen Pläne eine ganz bestimmte Richtung geben können.

Aus einer Laune heraus übernahm er einen Ferienjob und half einem Kunsthistoriker beim Katalogisieren jener Restbestände, die von der Konfiszierung der Nazi-Kunstschätze nach dem Krieg noch geblieben waren. Die Krumen dieses abermals entwendeten Diebesgutes waren an einen amerikanischen Zeitungsmagnaten gefallen, der Abfall davon wiederum einer Universität vermacht worden – gewissermaßen als eine Art Beruhigungsspritze für das amerikanische Gewissen, ein einst putzmunteres und gesundes Organ, das erst vor Kurzem die Vergewaltigung von Hiroshima ohne ersichtlichen Schaden überstanden hatte.

Im Verlauf dieser Katalogisierungsarbeit hatte Jonathan ein kleines Ölbild unter der Rubrik »Meister unbekannt« geführt, obgleich es laut Verpackungsaufkleber von einem unbedeutenden italienischen Renaissancemaler stammen sollte. Der

Professor machte ihm wegen dieses Versehens Vorwürfe, doch Jonathan hatte behauptet, es sei kein Irrtum. »Woher wollen Sie denn das so genau wissen?«, fragte der Professor belustigt.

Über diese Frage war nun wiederum Jonathan verwundert. Er war noch jung und nahm an, Professoren wüssten auf ihrem Gebiet Bescheid. »Nun, das ist doch ganz klar. Von dem Maler haben wir letzte Woche ein Bild gesehen, aber dieses hier ist nicht von derselben Hand gemalt. Sie brauchen es sich doch nur anzusehen.«

Dem Professor war nicht wohl in seiner Haut. »Wie kommen Sie darauf?«

»Aber sehen Sie es sich doch an! Selbstverständlich, es ist auch möglich, dass das andere falsch etikettiert war. Das kann ich natürlich nicht wissen.«

Das Bild wurde von Experten untersucht, und dabei stellte es sich heraus, dass Jonathan recht hatte. Eines der Gemälde stammte von einem Schüler des unbedeutenden Malers. Das war aktenkundig und seit dreihundert Jahren allgemein bekannt; nur durch das Erinnerungssieb der Kunstgeschichte war es gerutscht.

Wer das vergleichsweise unwichtige Bild nun gemalt hatte, schien dem Professor weniger interessant als Jonathans geradezu unheimliche Fähigkeit, das herausgefunden zu haben. Nicht einmal Jonathan selbst konnte erklären, warum er, wenn er die Arbeiten eines Malers studiert hatte, jedes andere Werk desselben Meisters unfehlbar erkannte. Diese Begabung war spontan und instinktiv, aber man konnte sich felsenfest auf sie verlassen. Mit Rubens und seiner Werkstatt freilich hatte er Schwierigkeiten, und van Gogh musste er gewissermaßen als zwei Persönlichkeiten betrachten – eine vor dem Zusammenbruch und dem Aufenthalt in St. Remy, die andere danach –, doch im Allgemeinen waren seine Urteile unanfechtbar. Es dauerte nicht lange, und er wurde für eine Reihe von größeren Museen und seriösen Sammlern unentbehrlich.

Nach dem Abschluss seines Studiums übernahm er eine Lehrerstelle in New York und begann, Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften zu publizieren. Ein Artikel nach dem anderen erschien in rascher Folge, und in ebenso rascher Folge erschien eine Frau nach der anderen in seinem Apartment in der Zwölften Straße, und die Monate vergingen in einem angenehmen, wenn auch wenig sinnvollen Dasein. Dann jedoch, eine Woche, nachdem sein erstes Buch die Druckerei verlassen hatte, fanden seine Freunde und Mitbürger, er sei besonders geeignet, in Korea als Kugelfang zu dienen.

Es ergab sich, dass er nicht oft dazu kam, Kugeln abzufangen, und die wenigen, die sich überhaupt in seine Richtung verirrten, wurden schon vorher von anderen Amerikanern abgefangen. Da er intelligent war, steckte man ihn in den Geheimdienst der Armee – er wurde der Abteilung »Sphinx« zugeteilt. Vier sinnlos vergeudete Jahre hindurch verteidigte er sein Volk gegen die Aggressionen des Linksimperialismus, indem er unternehmungslustigen amerikanischen Soldaten auf die Schliche kam, die ihr Einkommen dadurch aufzubessern versuchten, indem sie amerikanisches Heeresgut auf den Schwarzmärkten von Japan und Deutschland verschoben. Diese Aufgabe brachte es mit sich, dass er viel reiste, wobei es ihm gelang, einen beachtlichen Anteil von Zeit und Geld, der eigentlich der Regierung gehörte, fürs Bergsteigen zu verwenden und außerdem Material zu sammeln, das ihm dazu verhalf, seinen akademischen Ruf durch regelmäßige Publikationen ständig aufzupolieren.

Nachdem die Amerikaner den Nordkoreanern zu gegebener Zeit ihre Lektion erteilt hatten, wurde Jonathan wieder ins Zivilleben entlassen, und er fing mehr oder weniger dort an, wo er aufgehört hatte. Sein Leben verlief angenehm und in keiner bestimmten Richtung. Das Unterrichten fiel ihm leicht und ging fast automatisch; seine Artikel bedurften selten einer Überarbeitung, die er ihnen auch nie zuteilwerden ließ – das

heißt, sie wurden so veröffentlicht, wie er sie spontan formuliert hatte. Was sein gesellschaftliches Leben betraf, so genoss er seine Wohnung und schlief mit den Frauen, die er kennenlernte – sofern die Verführung nicht allzu viel Energie kostete. Dieses angenehme Leben jedoch wurde nach und nach von seiner wachsenden Sammelleidenschaft unterminiert. Während seiner Arbeit bei der »Sphinx« in Europa war ihm ein halbes Dutzend gestohlener Impressionisten in die Hände gefallen. Diese ersten Erwerbungen entzündeten in ihm das unauslöschliche Feuer des Sammlers. Gemälde zu betrachten und zu bewundern genügte ihm nicht mehr – er musste sie auch besitzen. Kanäle zum Untergrund und zum Schwarzmarkt standen ihm durch seine Beziehungen zu »Sphinx« offen, und sein unvergleichliches Auge bewahrte ihn davor, übers Ohr gehauen zu werden. Seine Einkünfte allerdings erwiesen sich für Bedürfnisse dieser Art als zu gering.

Zum ersten Mal in seinem Leben wurde Geld wichtig für ihn. Und genau zu diesem Zeitpunkt tauchte etwas auf, was ihn noch mehr Geld kosten sollte. Er entdeckte eine prächtige aufgelassene Kirche auf Long Island, in der er augenblicklich die ideale Bleibe für sich und seine Bilder erkannte.

Seine drückenden Geldsorgen sowie seine Ausbildung bei »Sphinx« und seine besondere Persönlichkeitsstruktur, der jegliches Schuldgefühl fehlte – all das machte ihn reif für Mr. Dragon.

Eine Weile saß Jonathan sinnend da und überlegte, wo er den Pissarro aufhängen sollte, sobald er ihn von dem Geld erworben hätte, das er für die Strafaktion in Montreal erhalten würde. Dann stand er träge auf, putzte die Wasserpfeife und stellte sie fort, setzte sich an seinen Flügel, spielte ein wenig Händel und ging dann zu Bett.

Montreal, 5. Juni

Der hochgelegene Komplex von Wohngebäuden war typisch für die demokratische Mittelklassenarchitektur. Sämtliche Mieter konnten zwar einen Blick vom La Fontaine Park erhaschen, aber keiner konnte ihn wirklich gut sehen, manche sogar nur unter akrobatischen Verrenkungen auf ihren engen, versetzt gebauten Balkonen. Der Haupteingang bestand aus einer großen, schweren Glasplatte, deren Angeln fünfundzwanzig Zentimeter vom Rand angebracht worden waren; die Eingangshalle war mit einem roten Spannteppich ausgelegt, Farne aus Plastik standen herum, ein Lift mit gepolsterten Wänden stand zur Verfügung, und ringsum war die Halle mit bedeutungslosen Wappenschildern geschmückt.

Jonathan stand in dem sterilen Korridor, wartete, dass auf sein Klingelzeichen hin ein Summer ertönte und blickte flüchtig, aber voller Abscheu auf den Schweizer Reliefdruck eines Cezanne, der dem Ganzen einen Hauch von Luxus verleihen sollte. Die Tür ging auf, und er drehte sich um.

Sie war körperlich durchaus wohlgestaltet, ja sogar üppig; aber kaum in Geschenkverpackung, um es so zu formulieren. In ihrem maßgeschneiderten Tweedkostüm schien sie eher wie zum Postversand verpackt. Dichtes, flachsblondes Haar, starke Backenknochen, volle Lippen. Ihr Busen wehrte sich sichtlich dagegen, von der Kostümjacke eingezwängt zu werden. Flacher Bauch, ausladende Hüften, lange Beine, schlanke Fesseln. Sie trug Schuhe, doch Jonathan nahm an, dass ihre Zehen nicht minder wohlgeformt waren.

»Miss ...?« Er schob die Augenbrauen in die Höhe, um sie

dazu zu bringen, den Namen selbst zu nennen, denn er war sich immer noch nicht sicher, ob er wirklich wie *arse* – also Arsch – ausgesprochen wurde. »Felicity Arce«, sagte sie und streckte ihm gastfreundlich die Hand entgegen. »Kommen Sie doch herein. Ich freue mich darauf, Sie kennenzulernen, Hemlock. Man hält große Stücke auf Sie in unseren Kreisen, wissen Sie das?«

Sie trat beiseite, und er trat ein. Die Wohnung stand ganz im Einklang mit dem Gebäude: teuer, aber stillos. Als sie sich die Hand gaben, bemerkte er, dass ihr Unterarm mit einem dichten Flaum weicher, goldener Härchen bedeckt war, was er als ein gutes Zeichen zu deuten wusste. »Sherry?«, erkundigte sie sich.

»Nicht am fortgeschrittenen Abend.«

»Whisky?«

»Ja, bitte.«

»Scotch oder Bourbon?«

»Haben Sie Laphroaig da?«

»Leider nicht.«

»Dann ist es egal.«

»Setzen Sie sich doch, während ich uns einschenke.« Sie ging zur eingebauten Hausbar hinüber, die ganz auf antik gemacht war, unter deren altweißer Farbe sich jedoch wohl nur billiges Fichtenholz verbarg. Ihre Bewegungen waren energisch, um die Taille herum jedoch erfreulich fließend. Er setzte sich in die Ecke einer quer in den Raum gestellten Couch und wandte sich der anderen Ecke zu, sodass es ausgesprochen unhöflich gewesen wäre, wenn sie sich irgendwo anders hingesetzt hätte als dort. »Wissen Sie«, begann er, »diese Wohnung ist von geradezu monumentaler Hässlichkeit. Allerdings schätze ich, dass Sie sehr gut sein werden.«

»Sehr gut?«, fragte sie über die Schulter hinweg, während sie reichlich Whisky in die Gläser goss.

»Im Bett, meine ich. Ein bisschen mehr Wasser, bitte.«

»So?«

»Ich bin davon überzeugt.«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf, als sie mit den Gläsern zurückkehrte. »Wir haben andere Dinge zu tun, als miteinander ins Bett zu gehen, Hemlock.« Trotzdem setzte sie sich auf die Couch, als er sie mit einer lässigen Handbewegung dazu aufforderte.

Er nahm einen kleinen Schluck. »Wir haben doch Zeit für beides. Aber das liegt natürlich ganz bei Ihnen. Überlegen Sie sich's, und in der Zwischenzeit erzählen Sie mir, was ich über diese Aktion wissen muss.« Miss Arce blickte zur Decke hinauf und schloss einen Moment lang die Augen, um sich zu konzentrieren. »Der Mann, den sie umgebracht haben, hatte den Decknamen Wormwood – ein kleiner Fisch.«

»Und was hat er hier in Kanada gemacht?«

»Keine Ahnung. Irgendetwas für das CII-Hauptquartier. Aber das geht uns ja auch nichts weiter an.«

»Nein, da haben Sie wohl recht.« Jonathan streckte die Hand aus, und sie legte mit leichtem zustimmendem Fingerdruck die ihre hinein. »Fahren Sie fort.«

»Nun ja, Wormwood bekam in einer kleinen Pension an der Casgrain Avenue eins über den Schädel – hmm, wie angenehm. Kennen Sie den Teil der Stadt?«

»Nein.« Er fuhr fort, ihr die Innenseite des Handgelenks zu streicheln.

»Glücklicherweise ließ das CII ihn von einem zweiten Mann beschatten. Der befand sich im Zimmer nebenan und hörte, wie sie ihn erledigten.

Sobald die beiden Killer fort waren, ging er in Wormwoods Zimmer hinüber und durchsuchte routinemäßig seine Leiche. Dann verständigte er sofort ›Spürhund‹ und ›Strafaktion‹, und Mr. Dragon setzte mich unverzüglich auf den Fall an.«

Jonathan küsste sie sanft. »Willst du mir weismachen, dass der Beschatter nebenan saß und zuließ, dass sie diesen Wormwood fertig machten?«

»Noch einen Whisky?«

»Nein, vielen Dank.« Er erhob sich und zog sie hinter sich her. »Wo ist es? Hier hindurch?«

»Das Schlafzimmer? Ja.« Sie folgte ihm. »Du weißt doch, wie sie vorgehen, Hemlock. Der Beschatter hat die Aufgabe zu beobachten und sich nicht einzumischen. Aber wie dem auch sei, es scheint, als hätten sie einen neuen Trick ausprobiert.«

»So? Was für einen Trick denn? Es tut mir leid, Herzchen, aber diese Häkchen machen mich immer ganz konfus.«

»Lass nur, ich mach das schon. Sie haben sich immer mit dem Problem herumgeschlagen, wie sie die Geräusche und die Bewegungen des Beschatters kaschieren könnten, wenn sie ihn im Zimmer nebenan einquartieren. Und jetzt sind sie auf die Idee gekommen, er solle gerade Geräusche machen, statt zu versuchen, still zu sein ...«

»Mein Gott! Bewahrst du diese Laken im Kühlschrank auf?«

»Das ist eben Seide – nur für dich! Sie haben experimentiert, mit einer Bandaufnahme vom Husten eines alten Mannes, die lassen sie Tag und Nacht laufen, geben also zu verstehen, dass nebenan jemand ist – allerdings jemand, von dem niemand annehmen würde, dass er ein Agent sein könnte. Oh, da bin ich sehr erregbar. Jetzt kribbelt es, aber gleich nicht mehr. Ist das nicht fantastisch?«

»Der hustende alte Mann? Ja, fantastisch.«

»Nun ja, sobald Mr. Dragon mir das Formblatt B-3611 geschickt hat, habe ich mich an die Arbeit gemacht. Es war kinderleicht. An der Außenseite hab ich es besonders gern.«

»Ja, das habe ich gespürt.«

»Wie es scheint, war dieser Wormwood doch nicht ganz so unbrauchbar. Er erwischte nämlich einen der beiden Männer irgendwie. Der Beschatter sah, wie sie das Hotel verließen, und selbst vom Fenster aus konnte er genau erkennen, dass einer von ihnen hinkte. Der andere – der, der unverletzt war –

muss es mit der Angst bekommen haben, denn er rannte – ach, tut das gut! – er rannte auf der gegenüberliegenden Straßenseite gegen einen Laternenpfahl. Als er stehen blieb, um sich von seiner Benommenheit zu erholen, erkannte unser Mann ihn. Der Rest war ein Kinderspiel.«

»Und wie heißt unser Mann?«

»Kruger. Garcia Kruger. Ein ganz schlimmer Bursche.«

»Das mit dem Namen meinst du doch nicht ernst?«

»Mit Namen meine ich es immer ernst. Oooh!«

»Was heißt das: ein ganz schlimmer Bursche?«

»Die Art, wie er Wormwood zugerichtet hat. Er – aaah, das tut gut. Er ... Er ...«

»Setz deine Fußsohlen richtig auf!«

»Gut. Wormwood verschluckte den Kassiber, den er bei sich hatte, und Kruger suchte mit dem Messer danach. In der Gurgel und im Bauch. Ooohhh! Oh ja ... ja ... ja ...«

»Liest du viel Joyce?«

Sie zwängte die Worte durch die fest zusammengebissenen Zähne, wobei jedes Mal ein wenig Luft aus ihrer verkrampften Luftröhre entwich. »Nein. Oooh! Wieso?«

»Unwichtig. Und was ist mit dem anderen Mann?«

»Dem, der hinkte? Weiß ich noch nicht. Nur dass er kein Profi ist, davon sind wir überzeugt.«

»Woher wollt ihr wissen, dass er kein Profi ist?«

»Ihm wurde schlecht, als Kruger Wormwood aufschlitzte. Musste kotzen, mitten auf den Fußboden. Oooh-aaa-hhh-aaa-hhh!« Sie bog ihren kräftigen Rücken durch und stemmte ihn vom Bett. Er kam gleichzeitig mit ihr.

Eine Weile streichelten sie sich nur sanft, dann lösten sie sich behutsam voneinander.

»Weißt du, Hemlock« – ihre Stimme war sanft, klang entspannt, aber auch ein bisschen zittrig von der Anstrengung – »du hast wirklich wunderschöne Augen. Irgendwie tragikomische Augen.« Das hatte er erwartet. Hinterher redeten

sie immer von seinen Augen. »Ich habe über Ihre Pistole nachgedacht, Hemlock!«

»Ja und, was ist damit?«

»Nach der Information von Mr. Dragon benutzen Sie eine ziemlich großkalibrige Waffe.«

»Stimmt. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, ich bin nämlich kein besonders guter Schütze.«

Sie zogen sich an und tranken in dem sterilen Wohnzimmer noch einen Whisky. In allen Einzelheiten berichtete Miss Arce noch einmal von den Gewohnheiten und dem Tagesablauf von Garcia Kruger und beantwortete die Fragen, die Jonathan ihr stellte. Schließlich sagte sie: »All das steht in der Akte, die wir für Sie angelegt haben. Sie sollten sie durchlesen und dann vernichten. Und hier ist Ihre Pistole.« Sie reichte ihm ein dickes braunes Paket. »Sehen wir uns noch einmal?«

»Halten Sie das für klug?«

»Nein, da haben Sie wohl recht. Aber darf ich Ihnen etwas sagen? Gerade als ich – nun, auf dem Höhepunkt – können Sie sich vorstellen, was mir ausgerechnet da einfiel?«

»Nein.«

»Ich musste daran denken, dass Sie ein Killer sind.«

»Und hat Sie das gestört?«

»Aber nein. Ganz im Gegenteil! Ist das nicht komisch?«

»Nein, das ist durchaus üblich, wirklich.« Er nahm die Akte und die Waffe und ging zur Tür. Sie folgte ihm und wartete auf einen Abschiedskuss; die Frostigkeit, die nach dem Koitus von ihm ausging, machte ihr nichts aus.

»Vielen Dank auch«, sagte sie leise, »für den Rat, die Füße richtig aufzusetzen, meine ich. Das hilft, wirklich.«

»Ich liebe die Vorstellung, die Menschen etwas bereichert zu haben, wenn sie von mir gehen.«

Sie reichte ihm die Hand, und er nahm sie. »Sie haben wirklich wunderschöne Augen, Hemlock. Ich bin froh, dass Sie gekommen sind.«

»Nett von Ihnen, dass ich durfte.«

Als er draußen auf dem Korridor auf den Aufzug wartete, war er glücklich darüber, wie der Abend verlaufen war. Es war einfach und unkompliziert gewesen und hatte vorübergehend Erleichterung verschafft: wie ein Gang auf die Toilette. Das war die Art Beischlaf, wie er sie am liebsten hatte. Im Allgemeinen war sein Geschlechtsleben nicht aufregender als, sagen wir, die Tagträume des durchschnittlichen Junggesellen. Freilich neigte er stets einem Höhepunkt zu, wenn er im Begriff stand, eine Strafaktion zu vollziehen. Zum einen hatte er dabei für diese Dinge mehr Gelegenheit als sonst, zum anderen erregte ihn die bevorstehende Gefahr sexuell – vielleicht ein mikroskopisch kleiner Beweis für jene pervertierte Naturkraft, der zufolge in Kriegszeiten mehr Kinder geboren werden als sonst. Wenn er erst mit einer Frau im Bett war, so war er sehr gut. Sein technisches Können hatte nichts mit der Rammelei als solcher zu tun, in dieser Hinsicht war er wohl nicht anders als die Mehrzahl aller Männer. Und wie wir gesehen haben, war diese Fertigkeit auch nicht die Folge seines Werbens und sorgfältiger Vorbereitung. Sie war vielmehr das Ergebnis seines bemerkenswerten Stehvermögens und seiner reichen Erfahrung.

Was seine Erfahrungen betraf, so braucht darüber nichts weiter gesagt zu werden, als dass er sich selten dazu hinreißen ließ, aus reiner Neugierde den Kopf zu verlieren. Nach Ankara, Osaka und Neapel waren ihm keine Stellungen und keine technischen Nuancen mehr fremd. Der weitaus wichtigste Grund für sein geradezu episch ausgedehntes Stehvermögen war eine Besonderheit seines Tastsinns und der damit verbundenen Nerven. Jonathan spürte nichts, wenn er mit jemandem schlief. Das heißt, er hatte nie jene auf einen bestimmten Körperteil beschränkte Ekstase kennengelernt, die wir mit dem Höhepunkt in Verbindung bringen. Gewiss, sein Organismus produzierte regelmäßig Samen, und dass es so



Trevanian

Im Auftrag des Drachen

Thriller

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43770-8

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2014

Jonathan Hemlock ist anerkannter Kunsthistoriker, weltbekannter Bergsteiger und unbequemer Mitarbeiter der Sonderabteilung »Strafaktion«, eines berüchtigten Ablegers des amerikanischen Geheimdienstes. Sein neuer Auftrag soll gleichzeitig sein letzter sein. Ziel: die Liquidierung eines mysteriösen feindlichen Agenten. Ort des Attentats: die Eiger-Nordwand. Der Killer-Experte Hemlock muss nicht nur gegen einen perfiden Gegner, sondern auch gegen die mörderischen Gefahren des Berges kämpfen ...